

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 1 (1938-1939)
Heft: 7

Artikel: Der Junker von Dorneck [Fortsetzung]
Autor: Marti, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hängen des Jura gedeiht nach den Untersuchungen der Weinbauversuchstation Auvèrnièr die *dalmatische Pyrethrum* — eine Pflanze, die der grossen Margerite gleicht — sehr gut. Pyrethrumpulver und -Extrakt werden zur Insektenbekämpfung verwendet und sind sehr gesucht.

Die Kantonale Zentralstelle für Obst- und Gemüsebau wird diese Fra-

gen in Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Verein des Leimentales prüfen, Versuchspflanzungen anlegen und dem kantonalen Volks- und Landwirtschafts-Departement die nötigen Anträge unterbreiten. —

Die Scholle unserer Heimat wird uns wieder ernähren, wenn wir sie mit Liebe und Verständnis bebauen wollen.
E. W.

Der Junker von Dorneck.

Marienlegende von Hugo Marti

(Fortsetzung)

Die dunkle Frau in der Burg aber harrete und harrete auf die Rückkehr des Junkers. Es verflossen viele Tage, und die Zugbrücke wurde für ihn nicht niedergelassen. Es vergingen Wochen, und sein Horn ward nirgends in den Forsten gehört. Da bekümmerte sich die dunkle Frau, und ihres Schmerzes war kein Ende. Wohl behandelten die Gesellen und der Tross in der Burg sie mit aller Achtung, die der Herrin gebührt, gemäss der Weisung ihres Herrn, des Junkers, und weil sie um der Freigebigkeit und Frohmütigkeit der dunklen Frau willen schon manch lustigen Tag erfahren hatten; die ganze Sippe aber des Ritters, die auf den umliegenden Schlössern, im Land herum und auch in der Stadt am Rhein drunten hauste, hatte unterdessen von der Rückkehr ihres Veters vernommen, und da ihnen Kunde ward von der einsamen Burgherrin auf Dorneck, die niemand sah noch kannte, taten sie sich zusammen und gedachten, sie bei Gelegenheit zu vertreiben und das wohlverwahrte Burgnest zu Händen ihres Veters zurückzuheischen. Dass dieser ja wohl auf seinen unsteten Zügen irgendwo einmal verbluten werde, ohne die Heimat wiederzusehen, war ihnen selbstverständlich und so unlieb nicht.

Zu jener Zeit aber, da die Anverwandten des Junkers unter dem Vor-

wand, für seine Rechte einzutreten, in der Stadt zusammenkamen, wo ihrer einer im Rate sass, legte sich die verlassene Frau im Schloss unter Tränen und Klagen um ihrer Einsamkeit hin und gebar ein Knäblein, wohlgestalt und kräftig, und obgleich sie oft den entsetzlichen Wunsch gehabt hatte, dabei zu sterben, riss sie dieses nackte, kleine Kindlein mit Gewalt in die Welt zurück. Sie gab ihm vor dem Bilde der Gottesmutter in den wilden Rosen den Namen seines Vaters und schenkte bei diesem Anlass den Mönchen ein schönes Stück Land, wie sie es schon lange wünschten. So standen ihr auch die Brüder redlich bei und unterstützten ihre Ansprüche wider der Sippe der habgierigen Verwandten, indem sie die fremde, dunkle Frau als rechtmässige Herrin und das Knäblein als zukünftigen Junker von Dorneck anerkannten und diese Meinung kraft ihres weiten Einflusses übers ganze Land verbreiteten. Und alle, besonders die Geringen und Armen, hielten treu zu der allzeit traurigen Frau, die an ihnen viel Gutes vollbrachte.

Der Junker von Dorneck, als er nach raschem Ritt am zwanzigsten Tag in der schönen Stadt Venezia einzog, fand dort viel Volk versammelt, grosse Bewegung und Erregung überall und manchen bekannten Ritter aus den Gauen jenseits der Schneeberge. Er

hielt sich jedoch nicht bei ihnen auf, sondern sein Sinn stand nach dem Silberkreuze, um dessetwillen er den tolen Ritt unternommen hatte, und er trieb sein Ross, das noch immer kräftig ging wie am ersten Tag, nach der geschweiften Brücke, auf der die Krämerbänke standen.

Dort aber knäuelte sich vor seinem Pferd eine dichte Menge, die sich bald still wie Sonnenglut, bald schreiend wie Frühlingsföhn um einen hageren Mönch herumdrängte. Die Worte, die der braungekuttete Bruder ins Volk stiess und schleuderte wie Dolche und Sperre, hörte der Junker nur zum Teil, als aber der Mönch weiterschritt und das Volk sich hinter ihm nachschob, händerockend und schreiend: »Wider die Heiden, mit Gott, mit Gott!«, da begriff er das ungebärdige Treiben.

Er ritt nun auf die Höhe der Brücke, mitten im Haufen der stossenden, drängenden Nachzügler. Aber die Krämerbänke waren leer, verschlossen standen die Kisten, u. die Goldschmiede daneben passten auf, dass ihnen im Getümmel nichts weggetragen wurde. Auf den Ladentisch, wo der Junker sein Silberkreuzlein zu finden hoffte, schwang sich nur eckig, aber behende ein Mönch und winkte einer Schar Ritter, die von der andern Seite her auf die Brücke gekommen waren, und sie trieben lärmend ihre Rosse zur Bank heran, worauf der Mönch ihnen ein rotes Kreuz an die Achsel heftete.

«Hans von Dorneck!» schrie einer, und alle sahen sich nach dem Junker um, der unentschlossen sein Pferd zügelte. «Das ist ein glückhaftes Zusammentreffen. Reit her zu uns, und Gruss und Willkomm! Hast du auch den Weg getan, um das Kreuz zu nehmen?»

«Ja», stiess der Junker durch die Zähne. Und schon glänzte blutrot von seiner Schulter das Zeichen des Kreuzfahrers, das ihm der Mönch angeheftet hatte. Mit den Rittern zog er zur Herberge, aber sein Mund war ver-

schlossen und sein Lachen karg, so dass ihn die Kumpane kaum wiedererkannten. Und alle besahen staunend auf seiner Stahlhaube das Zweiglein, das frisch aufgeblüht und voll dunkler Rosen war. Und am dritten Tage darauf zogen sie zu Schiff nach dem heiligen Land, die Heiden mit ihren guten Schwertern zu bekreuzigen.

In der stillen Burg aber, mitten in den tiefen Buchenwäldern, erwuchs das Kindlein der dunkelhaarigen Frau zum Knaben, glich mehr und mehr in Nase und Mund dem Vater, in den Locken jedoch seiner allezeit traurigen Mutter, und wurde stark und geschmeidig. Tagelang streifte er durch die Wälder, fischte und stellte dem kleinen Wilde Fallen, und gegen Abend stieg er auf Umwegen oft zu den wilden Rosen hinab, seitdem dort einmal ein junges Weib mit ihm gespielt und gelacht hatte. Doch von diesen heimlichen Besuchen beim Kirchlein erzählte er seiner Mutter nichts, denn diese liess ihn zwar frei herumlaufen, hatte ihm aber eingeschärft, mit keinem Menschen sich einzulassen, weder zum Spiel noch zur Rede, aus Angst, des Junkers Sippschaft könnte sich des Knäbleins bemächtigen wollen.

Eines Tages kam der Knabe erhitzt und unrastig in die Burg zurück, setzte sich auf den Schemel zu seiner Mutter Füßen, legte sein Haupt an ihre Kniee und fragte: «Mutter, sag, wo ist mein Vater?»

Da erschrak die dunkelhaarige Frau im tiefsten Herzen. Sie legte ihre Hand auf seinen Scheitel und sagte: «Draussen, Kind, irgendwo in der weiten Welt. — Das ist so Ritterart», fügte sie hinzu, «nur die Bauern auf dem Land oder die Handwerker in den grossen Städten bleiben zu Hause sitzen.»

«Ja», staunte das Kind. «Aber kommt er nie wieder? Soll ich ihn denn nie sehen? Er ist sicher gross und stark und schön anzuschauen, Mutter?»

Die Frau nickte. «Wohl, Kind, werde wie er, einmal, aber reite nicht weg, gelt, eh deine Mutter tot ist.»

«Nein», versicherte er. «Ich muss dich doch beschützen vor den bösen Leuten, die dir unsere Burg wegnehmen und dich auf die Landstrasse weisen wollen. Aber, Mutter, wenn der Vater da wäre, wagten sie das nicht zu tun, denke ich. Warum kommt er denn nicht ab und zu einmal heim? Er kann ja wieder wegreiten. Nur dass sie Furcht bekämen und dich in Ruhe liessen.»

Die Frau schüttelte traurig den Kopf. «Er ist zu weit weg, der Vater. Und er weiss ja, dass du nun an seinem Platze und für ihn vor deiner Mutter stehst.»

«Aber doch, Mutter, einmal wird er wieder heimreiten, gelt? Auf seinem starken Ross, im blanken Harnisch, und vielleicht Blumen um den Helm gesteckt? Ja, Mutter?»

«Wills Gott», nickte sie und stand hastig auf.

Das nächstemal aber, da der Knaabe in den wilden Rosen drunten mit der jungen Frau spielte, sagte er ihr ernsthaft: «Weisst du, mein Vater wird doch einmal heimkehren, auf seinem starken Ross, im blitzblanken Harnisch, und Blumen um den Helm ge-

steckt. Die Mutter hat's gesagt.»

«So —?», staunte die Frau und sah sinnend in die Weite. —

In seinem zehnten Jahr aber wurden des Knaben Jagdzüge durch die Wälder immer kühner, und manchen Abend sandte die Mutter einen Knecht nach ihm aus, besonders im Frühling und wenn die Vögel lockten. Auch zu den Rosen stieg er seltener hinab und sass lieber auf der steinigen Kuppe des Berges, unter den knarrenden, leise schwingenden Föhrenstämmen, und sah hinauf und über die weisse Landstrasse, die in langsam gemächlichem Bogen durchs Tal hinauf und über den blauen Hochpass schimmerte: von dorthier musste einmal der Vater kommen, das starke Ross kostbar gezäumt, Schwert und Harnisch funkeln in der Sonne. Sein Sohn und Erbe erwartete ihn.

Die dunkle Frau war schaffig, still und hart geworden, als wäre sie hier im Lande geboren und nie jenseits der Berge gewesen. Sie hielt Ordnung in Burg und Bann mit starkem, aber gerechtem Sinn. Der Junker sollte alles besser wiederfinden, als da er es verlassen. Und wer immer ihr mit Ansprüchen nahte, die Sippe, die den Besitz verlangte, Edelleute, die ihre Hand erbat, wurde abgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Ecksteine zum Aufbau der Heimat.

Wo Gewalt regiert, gibt es nur zwei Parteien: Die eine schreit öffentlich ja, die andere knirscht ingrimmig nein. Wo Freiheit waltet, gibt es tausend Meinungen.

Eine Meinung herrscht nur dort, wo die meisten keine Meinung haben.

Der ehrlich ausgefüllte Steuerzettel ist das patriotischste Gedicht.

Ch. Tschopp.

„Aphorismen.“

Der Herrgott wird es nicht geschehen lassen, dass unsere Nachkommen einfach auf den Ranzen liegen und den Maschinen zusehen können. Das wäre ihnen der Untergang.

Alfred Huggenberger.

(Siebenacher).